

Zweig, Stefan

(1881-1942)

österreichischer Schriftsteller

Stefan Zweig bei wikipedia >>>

(1)

Der Mann, der bei dem Flickschuster wohnt

Die kleine Friedensinsel der Schweiz, von allen Seiten umbrandet von der Sturmflut des Weltkrieges, ist in jenen Jahren 1915, 1916, 1917 und 1918 ununterbrochen die Szene eines aufregenden Detektivromans. In den Luxushotels gehen, kühl und als ob sie einander nie gekannt hätten, die Gesandten der feindlichen Mächte aneinander vorüber, die ein Jahr vorher noch freundschaftlich Bridge gespielt und sich ins Haus geladen. Aus ihren Zimmern huscht ein ganzer Schwarm undurchsichtiger Gestalten. Abgeordnete, Sekretäre, Attachés, Geschäftsleute, verschleierte oder unverschleierte Damen, jeder mit geheimnisvollen Aufträgen bedacht. Vor den Hotels fahren prachtvolle Automobile mit ausländischen Hoheitszeichen vor, denen Industrielle, Journalisten, Virtuosen und scheinbar zufällige Vergnügungsreisende entsteigen. Aber fast jeder hat den gleichen Auftrag:

etwas zu erfahren, etwas zu erspähen, und der Portier, der sie ins Zimmer führt, und das Mädchen, das die Stuben fegt, auch sie sind bedrängt, zu beobachten, zu belauern. Überall arbeiten die Organisationen gegeneinander, in den Gasthöfen, in den Pensionen, in den Postämtern, in den Cafés. Was sich Propaganda nennt, ist zur Hälfte Spionage, was sich als Liebe gebärdet, Verrat, und jedes offene Geschäft all dieser eiligen Ankömmlinge verbirgt ein zweites und drittes im Hintergrund. Alles wird gemeldet, alles überwacht; kaum dass ein Deutscher von irgendwelchem Range Zürich betritt, weiß es die gegnerische Botschaft schon in Bern und eine Stunde später Paris. Ganze Bände voll wahrer und erfundener Berichte senden Tag für Tag die kleinen und großen Agenten an die Attachés, und diese weiter. Gläsern sind alle Wände, überlauscht die Telefone, aus den Papierkörben und von den Lössblättern wird jede Korrespondenz rekonstruiert, und so toll wird schließlich dieses Pandämonium, dass viele selbst nicht mehr wissen, was sie sind, Jäger oder Gejagte, Spione oder Bespionierte, Verratene oder Verräter. Nur über einen Mann gibt es wenig Berichte aus jenen Tagen, vielleicht weil er zu unbeachtlich ist und nicht in den vornehmen Hotels absteigt, nicht in den Kaffeehäusern sitzt, nicht den Propagandavorstellungen beiwohnt, sondern mit seiner Frau völlig zurückgezogen bei einem Flickschuster wohnt. Gleich hinter der Limmat in der engen, alten, buckligen Spiegelgasse haust er im zweiten Stock eines jener fest gebauten, dachüberwölbten Häuser der Altstadt, das verräuchert ist halb von der Zeit, halb von der kleinen Wurstfabrik, die unten im Hofe arbeitet. Eine Bäckerfrau, ein Italiener, ein österreichischer Schauspieler sind seine Nachbarn. Die Hausgenossen wissen von ihm, da er nicht sehr gesprächig ist, kaum mehr, als dass er ein Russe ist und sein Name schwer auszusprechen. Dass er seit vielen Jahren aus seiner Heimat flüchtig ist und dass er über keine großen Reichtümer verfügt und keinerlei ergiebige Geschäfte betreibt, erkennt die Wirtin am besten an den ärmlichen Mahlzeiten und an der abgenützten Garderobe der beiden, die mit allem Hausrat kaum den kleinen Korb ausfüllen, den sie beim Einzug mit sich gebracht haben.

Dieser kleine untersetzte Mann ist so unauffällig und lebt so unauffällig wie möglich. Er meidet die Gesellschaft, selten sehen die Hausleute den scharfen, dunklen Blick in den schmalgeschlitzten Augen, selten kommen Besucher zu ihm. Aber regelmäßig, Tag für Tag, geht er jeden Morgen um neun Uhr in die Bibliothek und sitzt dort, bis sie um zwölf Uhr geschlossen wird. Genau zehn Minuten nach zwölf ist er wieder zu Hause, zehn Minuten vor eins verlässt er das Haus, um wieder als erster in der Bibliothek zu sein, und sitzt dort bis sechs Uhr abends. Da aber die Nachrichtenagenten nur auf die Leute achten,

die viel reden, und nicht wissen, dass immer die einsamen Menschen die gefährlichsten sind für jede Revolutionierung der Welt, die viel lesen und lernen, so schreiben sie keine Berichte über den unbeachtlichen Mann, der bei einem Flickschuster wohnt. In den sozialistischen Kreisen wiederum weiß man gerade von ihm, dass der in London Redakteur einer kleinen, radikalen russischen Emigrantenzeitschrift gewesen und in Petersburg als Führer irgendeiner unaussprechbaren Sonderpartei gilt, aber da er hart und verächtlich über die angesehensten Leute der sozialistischen Partei spricht und ihre Methoden als falsch erklärt, da er sich als unzugänglich erweist und als durchaus unkonziliant, kümmert man sich um ihn nicht viel. Zu den Versammlungen, die er manchmal abends in ein kleines Proletariercafé einberuft, kommen höchstens fünfzehn bis zwanzig Personen, meistens Jugendliche, und so nimmt man diesen Eigenbrötler hin wie alle diese emigrantischen Russen, die sich mit viel Tee und vielen Diskussionen ihre Köpfe erhitzen. Niemand aber nimmt den kleinen strengstirnigen Mann für bedeutend, keine drei Dutzend Menschen in Zürich halten es für wichtig, sich den Namen dieses Wladimir Iljitsch Uljanow zu merken, des Mannes, der bei dem Flickschuster wohnt. Und hätte damals eines der prächtigen Automobile, die in scharfem Tempo von Botschaft zu Botschaft sausen, diesen Mann durch einen Zufall auf der Straße zu Tode gestoßen, auch die Welt würde ihn weder unter dem Namen Uljanow noch unter jenem Lenins kennen.

Erfüllung

Eines Tages, es ist der 15. März 1917, wundert sich der Bibliothekar der Züricher Bibliothek. Der Zeiger steht auf neun, und der Platz, auf dem dieser pünktlichste aller Bücherentleiher tagtäglich sitzt, ist leer. Es wird halb zehn und wird zehn, der unermüdliche Leser kommt nicht und wird nicht mehr kommen. Denn auf dem Wege zu der Bibliothek hatte ein russischer Freund ihn angesprochen oder vielmehr angefallen mit der Nachricht, in Russland sei die Revolution ausgebrochen.

Lenin will es zuerst nicht glauben. Er ist wie betäubt von der Nachricht. Aber dann stürmt er hin mit seinen kurzen, scharfen Schritten zu dem Kiosk an dem Seeufer, und dort und vor der Redaktion der Zeitung wartet er nun Stunde auf Stunde und Tag auf Tag. Es ist wahr. Die Nachricht ist wahr und wird jeden Tag herrlich wahrer für ihn. Zuerst nur ein Gerücht einer Palastrevolution und scheinbar nur ein Ministerwechsel, dann die Absetzung des Zaren, die Einsetzung einer provisorischen Regierung, die Duma, die russische Freiheit, die Amnestierung der politischen Gefangenen - alles, was er seit Jahren erträumt, alles, wofür er seit zwanzig Jahren in geheimer Organisation, im Kerker, in Sibirien, im Exil gearbeitet, ist erfüllt. Und mit einemmal scheinen ihm die Millionen Toten, welche dieser Krieg gefordert, nicht vergebens gestorben. Nicht sinnlos Getötete scheinen sie ihm mehr, sondern Märtyrer für das neue Reich der Freiheit und der Gerechtigkeit und des ewigen Friedens, das nun anbricht; wie ein Berauschter fühlt sich dieser sonst so eisig klare und rechnerisch kalte Träumer. Und wie erleben und jubeln jetzt die Hunderte anderen, die in ihren kleinen Emigrantenzustuben sitzen in Genf und Lausanne und Bern, bei der beglückenden Botschaft: heimkehren dürfen nach Russland! Heimkehren dürfen nicht auf falsche Pässe, nicht mit erborgten Namen und unter Todesgefahr in das Kronreich des Zaren, sondern als freier Bürger in das freie Land. Schon rüsten sie alle ihre kärgliche Habe, denn in den Zeitungen steht Gorkis lakonisches Telegramm: „Kehrt alle heim!“ Nach allen Richtungen senden sie Briefe und Telegramme: heimkehren, heimkehren! Sich sammeln! Sich vereinigen! Nun nochmals das Leben einsetzen für das Werk, dem sie seit der ersten wachen Stunde ihr Leben gewidmet: für die russische Revolution.

...und Enttäuschung

Aber konsternierende Erkenntnis nach einigen Tagen:

die russische Revolution, deren Botschaft wie mit Adlerschwingen ihr Herz aufgehoben, ist nicht die Revolution, von der sie träumten, und ist keine russische Revolution. Es ist ein Palastaufstand gegen den Zaren gewesen, angezettelt von englischen und französischen Diplomaten, um den Zaren zu verhindern, mit Deutschland Frieden zu schließen, und nicht die Revolution des Volkes, das diesen Frieden und seine Rechte will. Es ist nicht die Revolution, für die sie gelebt haben und für die sie zu sterben bereit sind, sondern eine Intrige der Kriegsparteien, der Imperialisten und der Generäle, die sich in ihren Plänen nicht stören lassen wollen. Und bald erkennen Lenin und die Seinen, dass jenes Versprechen, alle sollten zurückkehren, für alle die nicht gilt, welche diese wirkliche, diese radikale, diese Karl Marxsche Revolution wollen. Schon haben Miljukow und die anderen Liberalen Auftrag gegeben, ihnen die Rückreise zu sperren. Und während die gemäßigten, die für eine Kriegsverlängerung brauchbaren Sozialisten wie Plechnow auf liebenswürdige Weise von England mit Torpedobooten nach Petersburg unter Ehrengelait befördert werden, hält man Trotzki in Halifax und die anderen Radikalen an den Grenzen fest. In allen Ententestaaten liegen an den Grenzen schwarze Listen mit den Namen all derjenigen, die am Kongress der Dritten Internationale in Zimmerwald teilgenommen haben. Verzweifelt jagt Lenin Telegramm auf Telegramm nach Petersburg, aber sie werden abgefangen oder bleiben unerledigt; was man in Zürich nicht weiß, und kaum jemand in Europa, das weiß man in Russland genau:

wie stark, wie energisch, wie zielstrebig und wie mörderisch gefährlich seinen Gegnern Wladimir Iljitsch Lenin ist. Grenzenlos ist die Verzweiflung der ohnmächtig Zurückgehaltenen. Seit Jahren und Jahren haben sie in zahllosen Generalstabssitzungen in London, in Paris, in Wien ihre russische Revolution strategisch ausgedacht. Jede Einzelheit der Organisation haben sie erwogen und vorgeprobt und durchdiskutiert. Jahrzehntelang haben sie in ihren Zeitschriften theoretisch und praktisch die Schwierigkeiten, die Gefahren, die Möglichkeiten gegeneinander abgewogen. Sein ganzes Leben hat dieser Mann nur diesen einen Gedankenkomplex immer und immer wieder revidierend durchgedacht und zu den endgültigsten Formulierungen gebracht. Und nun soll, weil er hier festgehalten ist in der Schweiz, diese seine Revolution verwässert und verpfuscht werden von anderen, die ihm heilige Idee der Volksbefreiung in den Dienst gestellt fremder Nationen und fremder Interessen. In merkwürdiger Analogie erlebt Lenin in diesen Tagen das Schicksal Hindenburgs in den ersten Tagen des Krieges, der gleichfalls vierzig Jahre den Russenfeldzug manövriert und exerziert und, da er ausbricht, im Zivilrock zu Hause sitzen muss und auf der Landkarte mit Fähnchen die Fortschritte und Fehler der einberufenen Generale verfolgt. Die törichsten, die phantastischsten Träume wälzt und erwägt der sonst eherne Realist Lenin in jenen Tagen der Verzweiflung. Ob man nicht ein Flugzeug mieten könne und über Deutschland oder Österreich fahren? Aber schon der Erste, der sich zur Hilfe anbietet, erweist sich als Spion. Immer wilder und wüster werden die Fluchtideen:

er schreibt nach Schweden, man solle ihm einen schwedischen Pass besorgen, und will den Stummen spielen, um keine Auskunft geben zu müssen. Selbstverständlich erkennt am Morgen nach all diesen phantasierenden Nächten Lenin immer selbst, dass all diese Wahnträume unausführbar sind, aber dies weiß er auch am lichten Tag:

er muss nach Russland zurück, er muss seine Revolution machen statt der andern, die richtige und ehrliche statt der politischen. Er muss zurück und bald zurück nach Russland. Zurück um jeden Preis!

Durch Deutschland: ja oder nein?

Die Schweiz liegt eingebettet zwischen Italien, Frankreich, Deutschland und Österreich. Durch die alliierten Länder ist Lenin der Weg als Revolutionär gesperrt, durch Deutschland

und Österreich als russischer Untertan, als Angehöriger einer feindlichen Macht. Aber absurde Konstellation:

von dem Deutschland Kaiser Wilhelms hat Lenin mehr Entgegenkommen zu erwarten als von dem Russland Miljukows und dem Frankreich Poincarès. Deutschland braucht am Vorabend der amerikanischen Kriegserklärung Frieden um jeden Preis mit Russland. So muss ein Revolutionär, der dort den Gesandten Englands und Frankreichs Schwierigkeiten macht, ihnen nur ein willkommener Helfer sein.

Aber ungeheure Verantwortung eines solchen Schrittes, mit dem kaiserlichen Deutschland, das er hundertmal in seinen Schriften beschimpft und bedroht, nun mit einemmal Verhandlungen anzuknüpfen. Denn im Sinne aller bisherigen Moral ist es selbstverständlich Hochverrat, mitten im Kriege und unter Billigung des feindlichen Generalstabes gegnerisches Land zu betreten und zu durchfahren, und selbstverständlich muss Lenin wissen, dass er damit die eigene Partei und die eigene Sache anfänglich kompromittiert, dass er verdächtig sein wird, dass er als bezahlter und gemieteter Agent der deutschen Regierung nach Russland geschickt wird, und dass, falls er sein Programm des sofortigen Friedens verwirklicht, ihm ewig die Schuld in der Geschichte aufgelastet wird, den richtigen, den Siegfrieden Russlands verhindert zu haben. Selbstverständlich sind nicht nur die linderen Revolutionäre, sondern haben auch die meisten Gesinnungsgenossen Lenins entsetzt, wie er seine Bereitschaft kundgibt, notfalls auch diesen allergefährlichsten und kompromittierendsten Weg zu gehen. Bestürzt verweisen sie darauf, dass durch die Schweizer Sozialdemokraten längst schon Verhandlungen angeknüpft sind, um die Rückführung der russischen Revolutionäre auf dem legalen und neutralen Wege des Gefangenenaustausches in die Wege zu leiten. Aber Lenin erkennt, wie langwierig dieser Weg sein wird, wie künstlich und absichtsvoll die russische Regierung ihre Heimkehr bis ins Endlose hinausziehen wird, indes er weiß, dass jeder Tag und jede Stunde entscheidend ist. Er sieht nur das Ziel, während die andern, minder zynisch und minder verwegen, nicht wagen, sich zu einer Tat zu entschließen, die nach allen bestehenden Gesetzen und Anschauungen eine verräterische ist. Aber Lenin hat innerlich entschieden und eröffnet für seine Person, auf seine Verantwortung die Verhandlungen mit der deutschen Regierung.

Der Pakt

Gerade weil Lenin um das Aufsehenerregende und Herausfordernde seines Schrittes weiß, handelt er mit möglichster Offenheit. In seinem Auftrag begibt sich der schweizerische Gewerkschaftssekretär Fritz Platten zu dem deutschen Gesandten, der schon vordem allgemein mit den russischen Emigranten verhandelt hatte, und legt ihm die Bedingungen Lenins vor. Denn dieser kleine unbekannte Flüchtling stellt - als ob er seine kommende Autorität schon ahnen konnte - keineswegs eine Bitte an die deutsche Regierung, sondern legt ihr die Bedingungen vor, unter denen die Reisenden bereit wären, das Entgegenkommen der deutschen Regierung anzunehmen:

Dass dem Wagen das Recht der Exterritorialität zuerkannt wird. Dass eine Pass- oder Personenkontrolle weder beim Eingang noch beim Ausgang ausgeübt werden dürfte. Dass sie ihre Reise zu den normalen Tarifen selbst bezahlen. Dass ein Verlassen des Wagens weder angeordnet noch auf eigene Initiative stattfinden darf. Der Minister Romberg gibt diese Nachrichten weiter. Sie gelangen bis in die Hände Ludendorffs, der sie zweifellos befürwortet, obwohl in seinen Erinnerungen über diesen welthistorisch vielleicht wichtigsten Entschluss seines Lebens kein Wort zu finden ist. In manchen Einzelheiten versucht der Gesandte noch Änderungen zu erreichen, denn mit Absicht ist das Protokoll so zweideutig von Lenin abgefasst, dass nicht nur Russen, sondern auch ein Österreicher wie Radek in dem Zuge unkontrolliert mitfahren dürfen. Aber ebenso wie Lenin hat auch die deutsche Regierung Eile. Denn an diesem Tage, dem 5. April, erklären die Vereinigten

Staaten Amerikas Deutschland den Krieg.

Und so erhält Fritz Platten am 6. April mittags den denkwürdigen Bescheid:

„Angelegenheit in gewünschten Sinne geordnet.“ Am 9. April 1917, um halb drei Uhr bewegt sich vom Restaurant Zähringerhof ein kleiner Trupp schlechtgekleideter, Koffer tragender Leute zum Bahnhof von Zürich. Es sind im ganzen zweiunddreißig, darunter Frauen und Kinder. Von den Männern ist nur der Name Lenins, Sinojews und Radeks weiter bekannt geblieben. Sie haben gemeinsam ein bescheidenes Mittagssmahl genommen, sie haben gemeinsam ein Dokument unterzeichnet, dass ihnen die Mitteilung des „Petit Parisien“ bekannt ist, wonach die russische provisorische Regierung beabsichtigt, die durch Deutschland Reisenden als Hochverräter zu behandeln. Sie haben mit ungelungenen, schwerflüssigen Lettern unterschrieben, dass sie die ganze, volle Verantwortung für diese Reise auf sich nehmen und alle Bedingungen gebilligt haben. Still und entschlossen rüsten sie nun zu der welthistorischen Fahrt.

Ihre Ankunft auf dem Bahnhof verursacht keinerlei Aufsehen. Es sind keine Reporter erschienen und keine Photographen. Denn wer kennt in der Schweiz diesen Herrn Uljanow, der mit zerdrücktem Hut, in einem abgetragenen Rock und lächerlich schweren Bergschuhen (er hat sie bis nach Schweden gebracht) da inmitten eines Trupps mit Kisten beladener, korbbe packter Männer und Frauen schweigsam und unauffällig einen Platz im Zuge sucht. Nicht anders sehen diese Leute aus wie die zahllosen Auswanderer, die von Jugoslawien, von Ruthenien, von Rumänien her oft in Zürich auf ihren Holzkoffern sitzen und ein paar Stunden Rast halten, ehe man sie weiterbefördert ans französische Meer und von dort nach Übersee. Die schweizerische Arbeiterpartei, die die Abreise missbilligt, hat keinen Vertreter gesandt, nur ein paar Russen sind gekommen, um ein bisschen Lebensmittel und Grüße in die Heimat mitzugeben, ein paar auch, um in der letzten Minute noch Lenin von „der unsinnigen, der verbrecherischen Reise“ abzumahnern. Aber die Entscheidung ist gefallen. Um drei Uhr zehn Minuten gibt der Schaffner das Signal. Und der Zug rollt fort nach Gottmadingen, zur deutschen Grenzstation. Drei Uhr zehn Minuten, und seit dieser Stunde hat die Weltuhr andern Gang.

Der plombierte Zug

Millionen vernichtender Geschosse sind in dem Weltkriege abgefeuert worden, die wuchtigsten, die gewaltigsten, die weithintragendsten Projektile von den Ingenieuren ersonnen worden. Aber kein Geschoss war weittragender und schicksalsentscheidender in der neueren Geschichte als dieser Zug, der, geladen mit den gefährlichsten, entschlossensten Revolutionären des Jahrhunderts, in dieser Stunde von der Schweizer Grenze über ganz Deutschland saust, um in Petersburg zu landen, dort die Ordnung der Zeit zu zersprengen. In Gottmadingen steht auf den Schienen dieses einzigartige Projektil, ein Wagen zweiter und dritter Klasse, in dem die Frauen und Kinder die zweite Klasse, die Männer die dritte belegen. Ein Kreidestrich auf dem Boden begrenzt als neutrale Zone das Hoheitsgebiet der Russen gegen das Abteil der zwei deutschen Offiziere, welche diesen Transport lebendigen Ekrasits begleiten. Der Zug rollt ohne Zwischenfall durch die Nacht. Nur in Frankfurt stürmen plötzlich deutsche Soldaten heran, die von der Durchreise russischer Revolutionäre gehört haben, und einmal wird ein Versuch der deutschen Sozialdemokraten, sich mit den Reisenden zu verständigen, zurückgewiesen. Lenin weiß wohl, welchem Verdacht er sich aussetzt, wenn er ein einziges Wort mit einem Deutschen auf deutschem Boden wechselt. In Schweden werden sie feierlich begrüßt. Ausgehungert stürzen sie über den schwedischen Frühstückstisch, dessen Smörgras ihnen wie ein unwahrscheinliches Wunder erscheint. Dann muss sich Lenin erst statt seiner schwerfälligen Bergstiefel noch neue Schuhe kaufen lassen und ein paar Kleider. Endlich ist die russische Grenze erreicht.

Das Projektil schlägt ein

Die erste Geste Lenins auf russischem Boden ist charakteristisch: er sieht nicht die einzelnen Menschen, sondern wirft sich vor allem auf die Zeitungen. Vierzehn Jahre war er nicht in Russland gewesen, hat er die Erde nicht gesehen, nicht die Landesfahne und die Uniform der Soldaten. Aber nicht wie die andern bricht dieser eiserne Ideologe in Tränen aus, nicht umarmt er wie die Frauen die ahnungslos überraschten Soldaten. Die Zeitung, die Zeitung zuerst, die „Prawda“, um zu untersuchen, ob das Blatt, sein Blatt, den internationalen Standpunkt genug entschlossen einhält. Zornig zerknüllt er die Zeitung. Nein, nicht genug, noch immer Vaterländerei, noch immer Patriotismus, noch immer nicht genug in seinem Sinne reine Revolution. Es ist Zeit, fühlt er, dass er gekommen ist, um das Steuerrad herumzureißen und seine Lebensidee vorzustößen gegen Sieg oder Untergang. Aber wird er dazu noch kommen? Letzte Unruhe, letztes Bangen. Wird nicht Miljukow gleich in Petrograd - so heißt die Stadt damals noch, aber nicht lange mehr - ihn verhaften lassen? Die Freunde, die ihm entgegengefahren sind in dem Zuge, Kamenew und Stalin, zeigen ein merkwürdiges, geheimnisvolles Lächeln in dem dunklen Abteil dritter Klasse, das von einem Lichtstumpf unsicher beleuchtet ist. Sie antworten nicht oder wollen nicht antworten.

Aber unerhört ist dann die Antwort, die die Wirklichkeit gibt. Wie der Zug einläuft in den Finnischen Bahnhof, ist der riesige Platz davor von Zehntausenden von Arbeitern, Ehrenwachen aller Waffengattungen erwarten den aus dem Exil Heimgekehrten, die Internationale erbraust. Und wie Wladimir Iljitsch Uljanow jetzt heraustritt, ist der Mann, der vorgestern noch bei dem Flickschuster gewohnt, schon von Hunderten Händen gefasst und auf ein Panzerautomobil gehoben. Scheinwerfer von den Häusern und der Festung sind auf ihn gerichtet, und von dem Panzerautomobil herab hält er seine erste Rede an das Volk. Die Straßen beben, und bald haben die „zehn Tage, die die Welt erschütterten“, begonnen. Das Geschoss hat eingeschlagen und zertrümmert ein Reich, eine Welt.

Stefan Zweig, Sternstunden der Menschheit, Aufbau-Verlag, Berlin und Weimar, 1974, 1. Auflage, S. 253-264

(2)

Die Revolution

„ ... die Revolution ist ein Naturelement wie das Meer, nicht mit einem Sprung bricht solche Sturmflut ins Land, sondern nach jedem erbitterten Stoß läuft die Welle zurück, scheinbar erschöpft, in Wirklichkeit aber nur, um neu und zu vernichtenderem Anschwung auszuholen. Und nie wissen die Bedrohten, ob die letzte Welle schon die stärkste, die entscheidende gewesen ... “

„ ... im Kampf rücksichtslos, ist die Revolution dem inneren Willen nach nicht unmenschlich. Nach jedem harten Schlag setzt sie immer wieder einen Augenblick aus, ohne zu ahnen, dass gerade diese Pausen, diese scheinbaren Entspannungen den Besiegten die Niederlage noch fühlbarer machen ... “

Der Begriff Revolution

„ ... der Begriff Revolution ist an sich schon ein weites Wort: es reicht in einer Skala unablässiger Übergänge von der höchsten Idealität bis zur tatsächlichen Brutalität, von der Größe zur Grausamkeit, vom Geist bis in sein Gegenteil,

die Gewalt; er schillert und wandelt sich, weil er seine Farbe immer von den Menschen und den Umständen erhält. In der Französischen Revolution - wie in jeder - zeichnen sich deutlich zwei Typen von Revolutionären ab:

die Revolutionäre aus Idealität und die aus Ressentiment; die einen, die es besser hatten als die Masse, wollen diese zu sich emporheben, ihre Bildung, ihre Kultur, ihre Freiheit, die Lebensform steigern.

Die anderen, die es selber lange schlecht gehabt, wollen Rache nehmen an denen, die es besser hatten, sie suchen ihre neue Macht auszutoben an den vormals Mächtigen. Diese Einstellung, weil in der Zwiefalt der menschlichen Natur begründet, gilt für alle Zeiten ... “

„ ... jede Revolution ist eine vorwärts rollende Kugel. Wer sie führt und ihr Führer bleiben will, muss nach Art eines Kugelläufers ohne Pause mit ihr weiterrennen, um sich im Gleichgewicht zu erhalten:

es gibt kein Stehenbleiben in einer fließenden Entwicklung. Das weiß jede Partei und fürchtet sich darum, hinter den anderen zurückzubleiben. Die Rechte fürchtet sich vor den Gemäßigten, die Gemäßigten vor der Linken, die Linke vor ihrem äußersten Flügel, ... die Führer vor dem Volk, die Generale vor den Soldaten ... und gerade diese ansteckende Angst aller Gruppen voreinander treibt ihre innere Kraft in einem so hitzigen Wettlauf; die Furcht aller, als gemässigt zu gelten, sie allein hat die Französische Revolution so weit über ihr eigentliches Ziel hinausgetrieben und ihr gleichzeitig jenen sturzbachhaften, sich selber überrennenden Schwung gegeben.

Ihr Schicksal ist, alle Ruhepunkte, die sie sich gesetzt hat, umzustoßen, ihre Ziele, sobald sie erreicht sind, noch zu übersteigern ... “

Das Volk

„ ... wenn das Volk als Masse auch niemals logisch und planhaft denkt, so hat es doch eine elementarere, tierhaftere Witterungsfähigkeit als das Einzelwesen, statt mit Überlegung arbeitet es mit Instinkten, und diese Instinkte sind fast immer unfehlbar ... “

Stefan Zweig, Marie Antoinette, Eine Biographie,
Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M., 1992, S. 406, 450, 453-454, 461

(3)

Zweig an Rolland

Salzburg 13. März 1924

...

In Deutschland erleben wir das abscheulichste Schauspiel:
die künstliche Glorifizierung Ludendorffs in diesem arrangierten Prozess, den Triumph der Lüge. Bei den nächsten Wahlen werden die Sozialisten fallen, dank ihrem Noske, der Liebknecht ermorden ließ, ihrem Scheidemann, der den Generälen die Stiefel geleck, ihrem Ebert, der den Kronprinzen zurückrief und die echten Sozialisten in Sachsen vernichtet hat.

Die Zeit ist schrecklich unbarmherzig für alle, die zögern:
sie hat die Gegensätze vergrößert und zugespitzt und will nur entschiedene Leute.

Ja - eine harte Epoche für die Unparteiischen:

aber die harten Dinge stärken die Fäuste der Seele.

In Treue Ihr

Stefan Zweig

(4)

Zweig an Rolland

Salzburg 3. Januar 1925

...

Es ist das erste Mal seit zwei Jahren, dass ich nach Deutschland fahre: mein Ekel ist zu groß. Der Nationalismus wird immer dümmer, und die letzten Ereignisse beweisen genau, was wir alle gewusst haben:

dass die Regierung unaufrichtig ist und doppeltes Spiel treibt. Verständigung und Beruhigung an der Oberfläche, Nationalismus und Vorbereitung zur Revanche im Geheimen. Sowie die materielle Lage sich gebessert hatte, verdoppelte und verdreifachte sich der Hochmut. Sie kennen kein Maß, ihnen fehlt die Gabe, klar zu sehen ...

Ihr treu ergebener
Stefan Zweig

(5)

Rolland an Zweig

Villeneuve 29. Januar 1925

...

Überall wird das Gespenst der großen moskowitischen und mongolischen Invasion an die Wand gemalt. Haben Sie gehört, wie in der französischen Abgeordnetenversammlung einer der Führer unseres Nationalen Blocks, der Pastor Soulier, an den Zusammenschluss aller Kräfte Europas und der Christenheit um das Papsttum appelliert hat! Genf und Rom ausgesöhnt gegen den gemeinsamen Feind - den Antichrist!

Sehr herzliche Grüße Ihnen und Ihrer Gattin
Romain Rolland

(6)

Rolland an Zweig

28. April 1925

...

Welches Land, dieses Deutschland! Intelligent, glühend für die Künste, mächtig in den Wissenschaften - und idiotisch in der Politik. Wer von uns hätte sich wohl träumen lassen, dass die Nation den zum Präsidenten wählen würde, der ihr fünf Millionen ihrer Söhne gemordet hat. (Am 26.04.1925 wurde in Hindenburg zum Reichspräsidenten gewählt.)

Und es waren gerade die Frauen, die die Propaganda machten - sogar die alte Schwester von „Fritz“, Frau Förster-Nietzsche, verleugnete ihren Bruder, um einem General Beifall zu klatschen! Armes Europa - unser Traum von Einheit verdunkelt sich immer aufs Neue ...

... treulich Ihr
Stefan Zweig

Romain Rolland, Stefan Zweig, Briefwechsel 1910-1940, Verlag Rütten & Loening, Berlin, 1987, Zweiter Band 1924-1940, S. 20, 64, 72 und 98

(7)

Die Welt von gestern - Erinnerungen eines Europäers

Von jenen Reisen war eine für mich besonders erregend und belehrend: eine Reise in das neue Russland. 1914, knapp vor dem Kriege, als ich an meinem Buch über Dostojewski arbeitete, hatte ich diese Reise schon vorbereitet; damals war die blutige Sense des Krieges dazwischengefahren und seitdem hielt mich ein Bedenken zurück. Russland war durch das bolschewistische Experiment für alle geistigen Menschen das faszinierendste Land des Nachkrieges geworden, ohne genaue Kenntnis gleich enthusiastisch bewundert und fanatisch befeindet. Niemand wusste zuverlässig - dank der Propaganda und gleich rabiaten Gegenpropaganda -, was dort geschah. Aber man wusste, dass dort etwas ganz Neues versucht wurde, etwas, das im Guten oder im Bösen bestimmend sein könnte für die zukünftige Form unserer Welt. Shaw, Wells, Barbusse, Istrati, Gide und viele andere waren hinübergefahren, die einen als Enthusiasten, die anderen als Enttäuschte zurückkehrend, und ich wäre kein geistig verbundener, dem Neuen zugewandter Menschen gewesen, hätte es mich nicht gleichfalls gelockt aus eigenem Augenschein mir ein Bild zu formen. Meine Bücher waren dort ungemein verbreitet, nicht nur die Gesamtausgabe mit Maxim Gorkis Einleitung, sondern auch kleine billige Ausgaben für ein paar Kopeken, die bis in die breitesten Massen drangen; ich konnte also guten Empfanges gewiss sein. Aber was mich hinderte, war, dass jede Reise nach Russland damals schon im vorhinein eine Art Parteinahme bedeutete und zu öffentlichem Bekenntnis oder öffentlicher Vereinigung zwang, indes ich, der das Politische und Dogmatische im tiefsten verabscheute, nicht nach ein paar Wochen Überblicks über ein unabsehbares Land und ein noch ungelöstes Problem mir ein Urteil aufzwingen lassen wollte. So konnte ich mich trotz meiner brennenden Neugier nie entschließen, nach Sowjetrussland zu reisen.

Da gelangte im Frühsommer 1928 eine Einladung an mich, als Delegierter der österreichischen Schriftsteller an der Feier des hundertsten Geburtstages Leo Tolstois in Moskau teilzunehmen, um dort am Festabend das Wort zu seinen Ehren zu ergreifen. Einem solchen Anlass auszuweichen, hatte ich keinen Grund, denn durch den überparteilichen Gegenstand war ein Besuch dem Politischen entrückt. Tolstoi als der Apostel der non-violence war nicht als Bolschewist zu deuten, und über ihn als Dichter zu sprechen stand mir ein offenkundiges Anrecht zu, da mein Buch über ihn in vielen tausenden Exemplaren verbreitet war; auch schien es mir im europäischen Sinne eine bedeutsame Demonstration, wenn sich die Schriftsteller aller Länder vereinten, um dem Größten unter ihnen eine gemeinsame Huldigung darzubringen. Ich sagte also zu und hatte meinen raschen Entschluss nicht zu bereuen. Schon die Fahrt durch Polen war ein Erlebnis.

Endlich war die Grenzstation erreicht, Njgorolje. Breit über die Gleise war ein blutrotes Band gespannt mit einer Aufschrift, deren kyrillische Lettern ich nicht lesen konnte. Man übersetzte sie mir: „Arbeiter aller Länder, vereinigt euch!“ Man hatte, indem man unter diesem brennend roten Band hindurchschritt, das Imperium des Proletariats, die Sowjetrepublik, betreten, eine neue Welt. Der Zug freilich, in dem wir fuhren, war keineswegs proletarisch. Er erwies sich als Schlafwagenzug aus der zaristischen Zeit, behaglicher und bequemer als die europäischen Luxuszüge, weil breiter im Format und langsamer im Tempo. Zum erstenmal fuhr ich durch das russische Land, und sonderbar, es wirkte auf mich nicht fremd. Alles war mir merkwürdig vertraut, die weite leere Steppe mit ihrer leisen Melancholie, die kleinen Hütten und Städtchen mit ihren Zwiebeltürmen, die langbärtigen Männer, halb Bauer, halb Prophet, die mit gutmütigen, breitem Lachen uns grüßten, die Frauen mit ihren bunten Kopftüchern und weißen Kitteln, die Kwass, Eier und Gurken verkauften. Wieso kannte ich das alles? Nur durch die Meisterschaft der

russischen Literatur - durch Tolstoi, Dostojewski, Aksakow, Gorki -, die uns das Leben des „Volkes“ so realistisch großartig geschildert. Ich glaubte, obwohl ich die Sprache nicht kannte, die Menschen zu verstehen, wenn sie sprachen, diese rührend einfachen Männer, die da in ihren weiten Blusen breit und behäbig standen, und die jungen Arbeiter im Zuge, die Schach spielten oder lasen oder diskutierten, diese unruhige, unbändige Geistigkeit der Jugend, die durch den Appell an alle Kräfte noch eine besondere Auferstehung erfahren. War es die Liebe Tolstois und Dostojewskis zu dem „Volke“, die in einem als Erinnerung wirkte - jedenfalls überkam mich schon im Zuge ein Gefühl der Sympathie für das Kindliche und Rührende, das Kluge und noch Unbelehrte dieser Menschen.

Die vierzehn Tage, die ich in Sowjetrußland verbrachte, gingen hin in einer ständigen Hochspannung. Man sah, man hörte, man bewunderte, man war abgestoßen, man begeisterte, man ärgerte sich, immer war es ein Wechselstrom zwischen heiß und kalt. Moskau selbst war schon eine Zwiespältigkeit - da der herrliche Rote Platz mit seinen Mauern und Zwiebeltürmen, etwas wunderbar Tatarisches, Orientalisches, Byzantinisches und darum Urrussisches, und daneben wie eine fremde Horde von amerikanischen Riesen moderne, übermoderne Hochbauten. Nichts ging zusammen; in den Kirchen dämmerten noch rauchgeschwärzt die alten Ikonen und die juwelenschimmernden Altäre der Heiligen, und hundert Schritte weiter lag in seinem gläsernen Sarg die Leiche Lenins, eben frisch aufgefärbt (ich weiß nicht, ob zu unseren Ehren), im schwarzen Anzug. Neben ein paar blinkenden Automobilen peitschten mit schmatzenden Koseworten bärtige, schmutzige Istvoschniks ihre mageren Pferdchen, die große Oper, in der wir sprachen, glühte großartig und zaristisch in pompösen Glanz vor dem proletarischen Publikum, und in den Vorstädten standen wie schmutzige verwahrloste Greise die alten morschen Häuser, die sich eines an das andere lehnen mussten, um nicht umzufallen. Alles war zu lange alt und träge und verrottet gewesen und wollte jetzt mit einem Ruck modern, ultramodern, supertechnisch werden. Durch diese Eile wirkte Moskau überfüllt, überbevölkert und wirr durcheinandergeschüttelt. Überall drängten sich die Leute, in den Geschäften, vor den Theatern, und überall mussten sie warten, alles war überorganisiert und funktionierte darum nicht recht; noch genoss die neue Bürokratie, die „Ordnung“ machen sollte, die Lust am Schreiben von Zetteln und Erlaubnissen und verzögerte alles. Der große Abend, der um sechs Uhr beginnen sollte, begann um halb zehn; als ich todmüde um drei Uhr nachts die Oper verließ, sprachen die Redner noch unbewegt weiter; bei jedem Empfang, bei jeder Verabredung kam man als Europäer eine Stunde zu früh. Die Zeit zerfloss einem zwischen den Händen und war doch prallvoll in jeder Sekunde durch Schauen und Beobachten und Diskutieren; irgendein Fieber war in all dem, und man spürte, dass sie einen unmerklich ergriff, jene geheimnisvolle russische Entzündung der Seele und ihre unbändige Lust, Gefühle und Ideen noch ganz heiß aus sich herauszustoßen. Ohne recht zu wissen, warum und wofür, war man leicht exaltiert, es lag an der Atmosphäre, der unruhigen und neuen; vielleicht wuchs einem schon eine russische Seele zu.

Vieles war großartig, Leningrad vor allem, diese genial von verwegenen Fürsten konzipierte Stadt mit ihren breiten Prospekten, ihren mächtigen Palästen - und doch auch zugleich noch das bedrückende Petersburg der „Weißen Nächte“ und des Raskolnikow. Imposant die Eremitage, und unvergesslicher Anblick darin, wie in Scharen, den Hut ehrfürchtig in der Hand wie ehemals vor ihren Ikonen, die Arbeiter, die Soldaten, die Bauern mit ihren schweren Schuhen durch die einst kaiserlichen Säle gingen und die Bilder mit dem geheimen Stolz anschauten:

das gehört jetzt uns, und wir werden lernen, solche Dinge zu verstehen. Lehrer führten rundbäckige Kinder durch die Säle, Kunstkommissare erklärten den etwas befangen zuhörenden Bauern Rembrandt und Tizian; immer hoben sie, wenn auf Einzelheiten gezeigt wurde, scheu die Augen unter den schweren Lidern. Auch hier wie überall war eine

kleine Lächerlichkeit in diesem reinen und redlichen Bemühen, über Nacht das „Volk“ vom Analphabetismus gleich zum Verständnis Beethovens und Vermeers emporzureißen, aber diese Bemühung, die höchsten Werte einerseits zu verstehen, war auf beiden Seiten gleich ungeduldig. In den Schulen ließ man Kinder die wildesten, die extravagantesten Dinge malen, auf den Bänken zwölfjähriger Mädchen lagen Hegels Werke und Sorel (den ich damals selbst noch nicht kannte), Kutscher, die noch nicht recht lesen konnten, hielten Bücher in der Hand, nur weil es Bücher waren und Bücher „Bildung“ bedeuteten, also Ehre, Pflicht des neuen Proletariats. Ach, wie oft mussten wir lächeln, wenn man uns mittlere Fabriken zeigte und ein Staunen erwartete, als ob wir derlei noch nie in Europa und Amerika gesehen; „elektrisch“, sagte mir ganz stolz ein Arbeiter, auf eine Nähmaschine deutend, und blickte mich erwartungsvoll an, ich sollte in Bewunderung ausbrechen. Weil dieses Volk all diese technischen Dinge zum erstenmal sah, glaubte es demütig, die Revolution und Väterchen Lenin und Trotzki hätten dies alles erdacht und erfunden. So lächelte man in Bewunderung und bewunderte, während man sich heimlich amüsierte; welch ein wunderbares begabtes und gütiges großes Kind, dieses Russland, dachte man immer und fragte sich:

wird es wirklich die ungeheure Lektion so rasch lernen, wie es sich vorgenommen? Wird dieser Plan noch weiter sich großartig entfalten oder in der alten russischen Oblomowerei versanden? In der einen Stunde hatte man Zuversicht, in der andern Misstrauen. Je mehr man sah, desto weniger wurde ich mir klar.

Aber lag das Zwiespältige an mir? Lag es nicht vielmehr im russischen Wesen begründet, lag es nicht sogar in Tolstois Seele, den wir zu feiern gekommen waren? Auf der Bahnfahrt nach Jasnaja Poljana sprach ich darüber mit Lunatscharski. „Was war er eigentlich“, sagte mir Lunatscharski, „ein Revolutionär oder ein Reaktionär? Hat er es selbst gewusst? Als richtiger Russe wollte er alles zu rasch, nach Jahrtausenden die ganze Welt ändern in einem Handumdrehen. - Ganz wie wir“, fügte er lächelnd bei, „und mit einer einzigen Formel genau wie wir. Man sieht uns falsch, uns Russen, wenn man uns geduldig nennt. Wir sind geduldig mit unseren Körpern und sogar mit unserer Seele. Aber mit unserem Denken sind wir ungeduldiger als jedes andere Volk, wir wollen alle Wahrheiten, 'die' Wahrheit immer sofort wissen. Und wie hat er sich gequält darum, der alte Mann. „Und wirklich, als ich durch Tolstois Haus in Jasnaja Poljana ging, fühlte ich nur immer dies“ „wie hat er sich gequält, der große alte Mann“ ... Die ganze Frage seiner Existenz stand stark und sinnlich vor mir in diesem niedrigen weißen Gutshause, aber wunderbar war dies Tragische dann gelindert durch den Gang an seine letzte Ruhestätte.

Denn nichts Großartigeres, nichts Ergreifenderes habe ich in Russland gesehen als Tolstois Grab. Abseits und allein liegt dieser erlauchte Pilgerort, eingebettet im Wald. Ein schmaler Fußpfad führt hin zu diesem Hügel, der nichts ist als ein gehäuftes Rechteck Erde, von niemandem bewacht, von niemandem gehütet, nur von ein paar großen Bäumen beschattet. Diese hochragenden Bäume hat, so erzählte mir seine Enkelin vor dem Grab, Leo Tolstoi selbst gepflanzt. Sein Bruder und er hatten als Knaben vor irgendeiner Dorffrau die Sage gehört, wo man Bäume pflanze, werde ein Ort des Glücks sein. So hatten sie halb im Spiel ein paar Schößlinge eingesetzt. Erst später entsann sich der alte Mann dieser wunderbaren Verheißung und äußerte sofort den Wunsch, unter jenen selbstgepflanzten Bäumen begraben zu werden. Das ist geschehen, ganz nach seinem Willen, und es ward das eindrucksvollste Grab der Welt durch seine herzbezwingende Schlichtheit. Ein kleiner rechteckiger Hügel mitten im Wald von Bäumen überblüht - nulla crux, nulla corona!

Kein Kreuz, kein Grabstein, keine Inschrift. Namenlos ist der große Mann begraben, der wie kein anderer an seinem Namen und seinem Ruhm litt, genau wie ein zufällig aufgefundener Landstreicher, wie ein unbekannter Soldat. Niemandem bleibt es verwehrt, an seine letzte Ruhestätte zu treten, der dünne Bretterzaun ringsherum ist nicht verschlossen. Nichts hütet die letzte Ruhe des Ruhelosen als die Ehrfurcht der Menschen.

Während sich sonst Neugier um den Prunk eines Grabes drängt, bannt hier die zwingende Einfachheit jede Schaulust. Wind rauscht wie Gottes Wort über das Grab des Namenlosen, sonst keine Stimme, man könnte ahnungslos daran vorbeigehen, ohne mehr zu wissen, als dass hier irgendeiner begraben liegt, irgendein russischer Mensch in der russischen Erde. Nicht Napoleons Krypta unter dem Marmorbogen des Invalidendomes, nicht Goethes Sarg in der Fürstengruft, nicht jene Grabmäler in der Westministerabtei erschüttern durch ihren Anblick so sehr wie dies herrlich schweigende, rührend namenlose Grab irgendwo im Walde, nur vom Wind umflüstert und selbst ohne Botschaft und Wort.

Vierzehn Tage war ich in Russland gewesen, und noch immer empfand ich diese innerliche Gespanntheit, diesen Nebel leichter geistiger Berauschtigkeit. Was war es eigentlich, das einen so erregte? Bald erkannte ich's:

es waren die Menschen und die impulsive Herzlichkeit, die von ihnen ausströmte. Alle vom ersten bis zum letzten waren überzeugt, dass sie an einer ungeheuren Sache beteiligt waren, welche die ganze Menschheit betraf, alle davon durchdrungen, dass, was sie an Entbehrungen und Einschränkungen auf sich nehmen mussten, um einer höheren Mission willen geschah. Das alte Minderwertigkeitsgefühl gegenüber Europa war umgeschlagen in einen trunkenen Stolz, voranzusein, allen voraus. „Ex oriente lux“ - von ihnen kam das Heil, so meinten sie ehrlich und redlich. „Die“ Wahrheit, sie hatten sie erkannt; ihnen war gegeben, zu erfüllen, was die andern nur träumten. Wenn sie das Wichtigste einem zeigten, so strahlten ihre Augen:

„Das haben wir gemacht.“ Und dieses „Wir“ ging durch das ganze Volk. Der Kutscher, der einen fuhr, wies mit der Peitsche auf irgendein neues Haus, ein Lachen machte die Wangen breit: „Wir“ haben das gebaut. Die Tataren, die Mongolen in den Studentenräumen kamen auf einen zu, zeigten einem voll Stolz ihre Bücher:

„Darwin!“ sagte der eine, „Marx!“ der andere, genauso stolz, als hätten sie selbst die Bücher geschrieben. Unablässig drängten sie sich, einem zu zeigen, zu erklären, sie waren so dankbar, dass jemand gekommen war, „ihr“ Werk zu sehen. Jeder hatte - Jahre vor Stalin! - zu einem Europäer grenzenloses Vertrauen, mit guten treuen Augen blickten sie zu einem auf und schüttelten einem kräftig und brüderlich die Hand. Aber gerade die Geringsten zeigten zugleich, dass sie einen zwar liebten, aber nicht etwa „Respekt“ hatten - man war doch Bruder, Towarisch, war Kamerad. Gerade das Stumme und doch Impulsive der Herzlichkeit war überwältigend, und es war eine bei uns unbekannte Breite und Wärme der Wirkung, die man hier sinnlich fühlte - denn bei uns erreichte man doch niemals das „Volk“ -, eine gefährliche Verführung wurde jedes Beisammensein mit diesen Menschen, der manche der ausländischen Schriftsteller auch tatsächlich bei ihren Besuchen in Russland erlegen sind. Weil sie sich gefeiert sahen wie nie und von der wirklichen Masse geliebt, glaubten sie das Regime rühmen zu müssen, unter dem man sie so las und liebte; es liegt ja in der menschlichen Natur, Generosität mit Generosität, Überschwang mit Überschwang zu erwidern. Ich muss gestehen, dass ich selbst in manchen Augenblicken in Russland nahe daran war, hymnisch zu werden und mich an der Begeisterung zu begeistern. Immerhin habe ich das Strömende unserer Zeit in Russland so stark gefühlt wie selten in meinem Leben.

Stefan Zweig, Die Welt von gestern, Erinnerungen eines Europäers, Aufbau-Verlag, Berlin und Weimar, 1981, S. 348-360

(8)

Zweig an Rolland
Eine Spannweite

Salzburg, Kapuzinerweg 5, 21. September 1928

Lieber, verehrter Freund!

Verzeihen Sie, dass ich Ihnen nicht in französischer Sprache schreibe, sondern deutsch, oder vielmehr diktiere, denn ich komme gerade aus Moskau und Leningrad zurück, und es ist so viel zu tun und so viel zu sagen ... die Sache hat ein zwiefach Gesicht.

Man steht vor einer ungeheuren Leistung, und nur, wenn man an Ort und Stelle die gigantische Prunkmasse der Zarenpalais und die unermessliche Armut einer russischen Dorfhütte gesehen, vermag man zu ermessen, dass hier eine Spannweite existierte mitten im 20. Jahrhundert, wie sie Europa längst nicht mehr kennt, und begreift, dass dieser Strang zerreißen musste. Dieser sinnliche Eindruck von der Notwendigkeit der russischen Revolution und ihrer bolschewistischen Form überwältigt. Man kann nicht anders als ein „Ja“ und „Selbstverständlich“ sagen.

Dem Volke ist ein Ungeheures gewonnen worden - freilich muss unser Instinkt sofort hinblicken, wer die Verlierenden sind, und die sind (nebst der ausgerotteten Klasse des Adels und des Kaiserhauses) gerade die Menschen, die uns am nächsten stehen, die Geistigen, die Freien, die Unabhängigen. Was diese Leute gerade jetzt in der letzten Zeit der Höchstspannung (es schwebt eine schwere wirtschaftliche Gefahr über Sowjet-Russland) erlitten haben, und dass sie es überdauerten, nur eben aus der russischen Leidensfähigkeit zu ermessen und zu klären. Ich habe Wohnungen gesehen in Moskau und von anderen gehört, die nicht menschenmöglich sind und in denen Wissenschaftler arbeiten. Aber dies der Regierung als Schuld anzumessen geht nicht an, wohl aber die völlige Beraubung der Meinungsfreiheit. Ich spüre genau die Grenze, die uns von diesen Menschen trennt. Sie versprachen Gleichheit, gingen aber in einem Ressentiment weiter und haben eine neue Ungleichheit geschaffen, indem sie ein (zahlenmäßig) geringfügiges Proletariat gewaltsam hochzuchten wollen, es mit ihrer Ideologie dogmatisch binden und alles, was an freier und unabhängiger Intellektualität existiert, damit unterdrücken.

...

Diese geistigen Dinge stehen also äußerst schlimm und wahrscheinlich schlimmer als je. Dennoch aber glaube ich, wäre es ein Fehler, der russischen Revolution jetzt in den Rücken zu fallen ...

Ohne für den Augenblick den Terror anzuerkennen oder zu entschuldigen (der natürlich ab dem Maße der Schwierigkeit der Situation gewachsen ist), muss ich doch heute vieles bewundern, was in den zehn Jahren dort geleistet worden ist, vor allem die vorbildliche Lösung der Nationalitätenfrage; ... Und auch sonst haben sie in organisatorischer Hinsicht viel erreicht (man muss immer sich daran erinnern, dass es tausendmal schwerer ist, in dieser der Masse nach organisationsunfähigen Nation eine gewisse Straffheit der Verwaltung über einen ganzen Weltteil hin zu schaffen). Man steht eigentlich bewundernd vor einer Leistung, die nur durch das Zusammentreffen zweier Umstände möglich war:

durch die beispiellos rabiate, brutale, fanatische Energie einer Handvoll Führer und die unbeschreibliche, europäisch unvergleichliche Leidensfähigkeit und Geduld dieses Volkes, das seit 15 Jahren, ohne zu murren, ein Quantum Entbehrung auf sich nimmt, das Pariser oder Berliner nicht 15 Wochen lang durchhalten würden. Auch bei den Gelehrten, auch bei den Künstlern ist die gleiche heroische Resignation. Sie knirschen mit den Zähnen, sie verabscheuen den Terror, und doch, kein einziger von ihnen verleugnet die Revolution, kein einziger möchte, dass ihre Errungenschaften wieder verlorengehen ...

Ich sage Ihnen also hier privat meine Eindrücke im politischen Sinn. Die künstlerischen

sind natürlich ungeheuer, und schon das Grab Tolstois zu sehen, sowie das einzige Volk, die seit zehn Jahren stärkste Emotion für mein Leben. Ich sprach auch Gorki, dessen Eindrücke im ganzen positive sind. Während alle Völker Europas nur davon träumen, reich zu werden und einer mächtiger als der andere, wartet hier noch geheimnisvoll eine absolute Idee, irgend etwas Religiöses und Übermaterielles, das einen wider Willen in seine Atmosphäre zieht.

In Verehrung und Freundschaft getreu Ihr
Stefan Zweig

Romain Rolland, Stefan Zweig, Briefwechsel 1910 – 1940, Verlag Rütten 6 Loenig, Berlin 1987 Band II, S. 296, 301

(9)
1931

Wir wissen, dass heute einzig die Existenz und der großartige Aufstieg Russlands die gewaltsam hochgezüchtete Kriegslust der Reaktion in Europa bändigt und das, wer Russland bedroht, die Freiheit der arbeitenden und schaffenden Massen in der ganzen Welt bedroht. Wer heute zum Krieg gegen Russland hetzt, ist ein Verbrecher am Volke, und nicht nur an seinem eigenen, sondern an der ganzen arbeitenden, leidenden, schaffenden und allein die Zukunft aufbauenden Menschheit ...

Stefan Zweig, Sternstunden der Menschheit, Aufbau-Verlag, Berlin und Weimar, 1974, 1. Auflage, S. 266

(10)
Zweig an Rolland

Salzburg, Kapuzinerweg 5 23. September 1931

... Die Welt ändert und verwandelt sich. Und wenn der Bolschewismus auch noch nicht gesiegt hat, so hat er doch bewirkt: die Kapitalisten sind unruhig geworden. Jeder, der noch Geld besitzt, ist von der Furcht besessen, es zu verlieren: die Stabilität des Geldes, sogar des Goldes, ist dahin: Bravo! Bravo! Alle Welt wird sich angewöhnen müssen, /kurzfristiger/ zu leben, wie man bei Geldangelegenheiten mit kurzer Verfallfrist sagt - es wird dieses gesicherte und durch Garantien gestützte Leben aufhören, das die moderne Bourgeoisie konstruiert hatte (aber nur für sich selbst). Wir werden natürlicher Leben, wie zur Zeit unserer Vorfahren, als Blitzschlag oder eine schlechte Ernte die Arbeit von Jahren vernichten konnte. Wir waren alle viel zu sicher, das Leben hatte nichts mehr von Kampf und Abenteuer - Goldrenten etc. ausgeschlossen. Und ich glaube, das hat die Menschen enger, kleinlicher gemacht ...

... Ihr getreuer
Stefan Zweig

Romain Rolland, Stefan Zweig, Briefwechsel 1910-1940, Verlag Rütten & Loening, Berlin, 1987, Band II, S. 429-430

(11)

Zur Politik

„Politik“ ist „Objekt der Diplomatie, Spielball fremder Wünsche... Politik rechnet niemals mit Gefühlen, sondern mit Kronen, Ländern und Erbrechten. Der einzelne Mensch ist für sie nicht vorhanden, er zählt nicht gegenüber den sittlichen und sachlichen Werten des Weltspiels...“

„...Verhängnis: immer wenn in der Politik ausnahmsweise eine klare und logische Idee in Erscheinung tritt, wird sie durch törichte Ausführung verdorben. Im Anfang scheint alles trefflich zu glücken...“

„Abermals scheint alles auf das glücklichste geordnet. Aber Politik ist allezeit die Wissenschaft des Widersinns. Ihr widerstreben die einfachen, die natürlichen, die vernunftmäßigen Lösungen; Schwierigkeiten sind ihre liebste Lust, Zwist ist ihr Element...“

„...immer siegt in der Politik die langsame Zähigkeit über die unbeherrschte Kraft, der durchgearbeitete Plan über den improvisierten Elan, der Realismus über die Romantik...“

„Immer sieht man historische Geschehnisse aus falschem Winkel, sobald man sie vom bequemen Standpunkt der Nachwelt beurteilt, die zugleich die Ergebnisse mit übersieht; späterhin ist es allzu leicht, einen Besiegten töricht zu nennen, weil er gefährlichen Kampf gewagt...“

„Hat Politik einmal den höchsten Hitzgrad der Leidenschaft erreicht, dann verdampfen alle moralischen und rechtlichen Bedenken, dann schwindet die letzte Rücksicht auf Anstand und Ehre, dann gilt selbst der Meuchelmord als herrliche Opfertat...“

„Moral und Politik gehen besondere Wege. Immer beurteilt man darum ein Ereignis von völlig verschiedenen Ebenen, je nachdem, ob man es vom Standpunkt der Humanität oder dem des politischen Vorteils wertet... in der Politik entscheidet – leider! – nicht das Recht einer Maßnahme, sondern der Erfolg...“

„Immer sind aus den Quadern der Härte und des Unrechts die großen Staatsgebäude gebaut, immer ihre Fundamente mit Blut vermörtelt; unrecht haben in der Politik nur die Besiegten, und mit ehernem Schritt geht die Geschichte über sie hinweg...“

„Dunkle und krumme Wege geht oft die Geschichte, aber immer erfüllt sich endlich der historische Sinn, immer erzwingen die Notwendigkeiten schließlich ihr Recht...“

Stefan Zweig, „Maria Stuart“ S. 24, 25, 27, 103, 375, 390, 465-467, 46

....(?)